

Namen: Berent, Dr. med.

Vornamen: Fritz

Sex: M

Geburtsdatum:

Geburtsort:

Todesdatum: 1937

Todesort: Lägerdorf/Steinburg

Z1: Freitod

Wohnort: Lägerdorf/Steinburg

Deportationsort:

Z2:

Sonstige Hinweise zur Person:

!

Arzt,

1934 nach Lägerdorf zugezogen und übernahm die Praxis von Dr. Paul Möller, Lägerdorf, Rethwischer Straße 2

1937 in Lägerdorf verstorben (Suicid)

Quellen:

Nachricht von Kay Dohnke am 29.10.2016

Meine Recherche über ancestry.de:

Albert Berent * 12.12.1860 in Berent/Pommern.

Sohn von Bernhardt Berent, Kaufmann und Lina geb. Wolff,

Ehemann von Gertrud Berent, geb. Rosenthal * 13.04.1877 in Schippenbeil, Krs. Friedland, evangelisch

(Tochter von Dr. med. Isidor Rosenthal und Rosa, geb. Riebergeil)

30.05.1897 Heirat in Berlin,

Vater von Bernhard Emil Berent * 02.07.1898 in Berlin (1929 Kandidat der Rechte) und

Friedrich Felix August Berent * 06.09.1899 in Berlin.

1897 mosaisch, Rechtsanwalt, Berlin, Königstraße 55

1898 Dissident, Rechtsanwalt, Berlin, Schönhauser Allee 145

1899 Dissident, Rechtsanwalt, Berlin, Weißenburger Straße 76

1929 Justizrat und Notar, Berlin, Wullenweberstraße 12

13.06.1929 in Berlin verstorben.

Quellen:

Standesamt Berlin, Heiratsregister Berlin 1897/554, Geburtsregister 1898/2375 und 1899/2024, Standesamt Berlin, Sterberegister 1929/1263

Das Datenblatt zu Fritz Berent aus der Datenbank von Erich Koch zur jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins

BERICHTE

Stolpersteine in Lägerdorf für Elise Augustat und Dr. Fritz Berent

Die beiden Opfer des Nationalsozialismus konnten gegensätzlicher kaum sein: die kommunistische Reichstagsabgeordnete Elise Augustat, gestorben 1940 an den Folgen einer viermonatigen KZ-Haft, und der jüdische Zahnarzt Dr. Fritz Berent, der sich 1937 angesichts der NS-Repressalien das Leben nahm. Für beide wurden am 13. Juni 2016 in Lägerdorf (Holstein) Stolpersteine verlegt.

Das Wetter war dem Anlass angemessen. Es regnete am Morgen des 13. Juni 2016 in Strömen, als sich zunächst in der Lägerdorfer Rosen-

straße eine Handvoll Menschen traf, um der beiden NS-Opfer Elise Augustat und Fritz Berent zu gedenken. Der Künstler Gunter Demnig war auf Initiative und Einladung der Lägerdorfer Kommunalpolitiker Harald Karstens und Uwe Erickson in die 2.600-Einwohner-Gemeinde fünf Kilometer südöstlich von Itzehoe gekommen, um für Augustat und Berent jeweils einen Stolperstein zu verlegen. Ein schlichtes Pavillonzelt schützte den 69-Jährigen, als er die Pflasterung aufsägte und die Steine mit Metallplatte in die Gehwege einzementierte.

Zweiter Stein für Elise Augustat

Für Elise Augustat (1889–1939) war es schon der zweite Stolperstein: Ein erster wurde am Hamburger Naumannplatz 1 verlegt, wohin die damals 41-Jährige im November 1930 verzogen war. Elise Augustats Kurzbiografie wurde mehrfach publiziert¹, und ihr Lebenslauf ist auch in der Online-Enzyklopädie Wikipedia veröffentlicht, so dass ihre politische Biografie an dieser

Stelle nur skizziert werden soll. Geboren am 20. Juli 1889 als Elise Queck in Waldkeim/Ostpreußen, zog sie schon als Kleinkind mit ihren Eltern nach Lägerdorf. Nach Schulbesuch und Arbeit in der Landwirtschaft wurde die alleinstehende Mutter von zwei Töchtern im Laufe des Ersten Weltkriegs politisiert. Von 1916 bis 1918 war sie Mitglied der SPD, trat 1919 der USPD

1. Vgl. Reimer Wentorp, *Lägerdorfer Chronik*. Lägerdorf 2. Aufl. 1986, S. 344-346; Wolfgang Reschke/Reimer Möller, *Elise Augustat – kommunistische Reichstagsabgeordnete aus Lägerdorf. Eine Spurensuche*. In: *Steinburger Jahrbuch* 44 (2000), S. 271-279; Augustat, Elise. In: Hermann Weber/Andreas Herbst (Hg.), *Deutsche Kommunisten. Biographisches Handbuch 1918 bis 1945*. Berlin 2. Aufl 2008, S. 75 f.



Foto: Björn Marnau



Quelle: Wentorp, Lägerdorfer Chronik 1986, S. 346

In der Lägerdorfer Rosenstraße 5 verlegte Gunter Demnig einen Stolperstein für Elise Augustat. Die kommunistische Lägerdorfer Reichstagsabgeordnete starb dort am 13. März 1940 an den Folgen der KZ-Haft

und im Februar 1921 der KPD bei, als die Lägerdorfer USPD-Fraktion zur KP wechselte. Am 23. Oktober 1923 agierte sie bei den Lägerdorfer Unruhen als Rednerin und wurde in der Folge steckbrieflich gesucht, wegen Landfriedensbruchs angeklagt, aber freigesprochen. Ab 1924 war sie Gemeindevertreterin für die KPD in Lägerdorf, ab 1929 Kreistagsabgeordnete für den Kreis Steinburg. 1930 zog sie mit ihrer Familie nach Hamburg-Barmbek. Bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 wurde sie im Wahlkreis 34 (Hamburg) für die KPD in den Reichstag gewählt, dem sie bis 1933 angehörte. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde sie erstmals am 26. Mai 1933

„wegen Vorbereitung zum Hochverrat“ verhaftet und bis zum 18. Januar 1934 inhaftiert. Ihr Verfahren vor dem Hamburger Oberlandesgericht hatte am 15. Januar 1934 mit einem Freispruch geendet.

Sie kehrte – „in gesundheitlich schlechtem Zustand“, schreiben Reschke und Möller – nach Lägerdorf zurück und lebte dort in der Rosenstraße 5. Der Lägerdorfer Ortsgruppenleiter Robert Struck bemühte sich, sie politisch „umzuerziehen“: Sie wurde genötigt, an NS-Veranstaltungen teilzunehmen, die Reden von NS-Propagandisten anzuhören, das Horst-Wessel-Lied mitzusingen und in „Heil“-Rufe auf den Führer einzustimmen.

Gestorben an den Folgen der KZ-Haft in Ravensbrück

Im September 1939 folgte sie ihrem seit jenem Frühjahr zum Bau am Westwall dienstverpflichteten Ehemann Willy Augustat nach Büdesheim in der Eifel (Kreis Prüm). Dort wurde Elise Augustat am 23. September erneut festgenommen und in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück (Provinz Brandenburg) gebracht. Im Dezember 1939 wurde sie aufgrund schwerer

Krankheit entlassen. „Sie wollte Selbstmord begehen, wenn sie ins Lager zurück sollte“, erinnerte sich der Lägerdorfer KPD-Funktionär Jakob Heidemann in seinen unveröffentlichten *Aufzeichnungen aus meinem Leben*. Am 13. März 1940 starb Elise Augustat in Lägerdorf an den Folgen der Haft. Sie wurde auf dem Lägerdorfer Friedhof beigesetzt.

Wenig Details zu Dr. Fritz Berent

Kaum Fakten sind hingegen bislang bekannt über das Leben von Dr. Fritz Berent. Offenbar kam der jüdische Arzt erst im Jahre 1934 nach Lägerdorf. Dort übernahm er die Praxis von Dr. Paul Möller in der Rethwischer Straße 2, der diese im selben Jahr aus Gesundheitsgründen aufgegeben hatte. Doch woher kam Fritz Berent? Friedrich Felix August Berent kam am 6. September 1899 in Berlin als zweiter Sohn des Rechtsanwalts Albert Berent (* 1860 in Berent/Pommern, † 1929 in Berlin) und seiner Frau Gertrud, geb. Rosenthal (* 1877 in Schippenbeil/Krs. Friesland) zur Welt. Für seinen Vater wird als Glaubensbekenntnis im Jahre 1897 noch mosaisch, also jüdisch angegeben, ein Jahr später wird er als „Dissident“² geführt; demnach hat er „keiner anerkannten Religions-



Foto: Björn Marnau

Stolperstein für Dr. Fritz Berent in der Rethwischer Straße 2

gemeinschaft“ angehört. Gertrud Berent war evangelischer Konfession. Insofern werden die in den beiden folgenden Jahren zur Welt gekommenen Söhne Bernhard Emil (* 1898) und Fritz konfessionslos oder evangelisch geboren sein.

Albert Berent war aktiver Frei-

2. Für diese Auskünfte vom Standesamt Berlin bzw. aus dem Berliner Geburts- und Sterberegister danke ich Erich Koch, Schleswig.



Quelle: Wentorp, Lägerdorfer Chronik 1986, S. 166

Der Lehrer Robert Struck, Leiter der NSDAP-Ortsgruppe Lägerdorf, versuchte Elise Augustat „umzuerziehen“ und soll den jüdischen Arzt Dr. Fritz Berent schikaniert haben. Foto: Struck (links) 1941 mit einer japanischen Jugendabordnung

maurer³, denn von einem Mann gleichen Namens sind bibliografisch drei einschlägige Publikationen nachgewiesen: 1904 hielt er eine Johannisfestrede zu der Frage *Gibt es für die Freimaurerei eine gelbe Gefahr?*⁴ Das Johannesfest wird in den meisten Logen weltweit in der Regel am 24. Juni zu Ehren Johan-

nes des Tüfers, dem Schutzpatron der Freimaurerei, als Bundesfest gefeiert. 1913 veröffentlicht er den Vortrag *Memento vivere! Der Tod, ein Mahnruf des Lebens. Trauerrede*⁵ Im Jahre 1919 erschien ebenfalls in Berlin von Albert Berent ein Text *Die neue Zeit. Eine Erwiderung an Otto Hieber*.⁶ Otto Hieber, ein Königsberger Freimaurer, prägte die freimaurerische Lehre durch zahlreiche exegetische Schriften. Insofern wuchs Fritz Berent offenbar familiär in einem geistig liberalen Umfeld auf.

In der Berliner Staatsbibliothek Unter den Linden ist die medizinische Dissertation eines Friedrich Berent vom 1. November 1924 verzeichnet: *Ein Fall von Tuberkulose der Uterusmuskulatur bei Myom*. Dazu passen Einträge in den Amtlichen Personalverzeichnissen der Berliner Universität aus den Jahren 1919, 1920 und 1921, die in der medizinischen Fakultät einen Friedrich Berent (Matrikelnummer 1348), wohnhaft in der Willenweberstraße 12 im Stadtteil NW 87 aufführen. Das ist das heutige Moabit, ein Stadtteil am Rande des Tiergartens. Eine Zeile darüber finden wir in beiden Personalverzeichnissen seinen Bruder Bernhard Berent (Matrikelnummer 1151),

3. Vgl. Mitteilungen aus dem Verein deutscher Freimaurer, 1904–1905, Mitglieder-Verzeichnis, Nr. 855: Berent, Albert, Rechtsanwalt, Königstr. 55, Berlin; s.a. dasselbe für 1907–1908, Mitglieder-Verzeichnis, Nr. 448, dieselbe Wohnanschrift.

4. Gedruckt auch in: Bausteine, Mitteilungen der Großen Freimaurer-Loge von Preussen, gen. Kaiser Friedrich zur Bundestreue (= BstF), 13 (1904), S. 116-124; der Karlsruher Virtuelle Katalog (KVK) nennt als sein Geburtsjahr allerdings 1864.

5. Erschienen in: Concordia. Bibliothek freimaurerischer Vorträge 6 (1913), S. 92-98.

6. Erschienen in BstF 1919.

juristische Fakultät, mit derselben Wohnanschrift. Fritz ist seit Ostern 1918 immatrikuliert, sein ein Jahr älterer Bruder seit Michaelis 1917. Offenbar im Jahre 1922 promoviert Bernhard Berent zum Thema *Der Kauf unter Eigentumsvorbehalt*. Im Berliner Adressbuch des Jahres 1925, also nach Abschluss seiner Dissertation, wird Dr. Fritz Berent als Arzt in der Wullenweberstraße 12 geführt.

Neun Jahre später veröffentlicht ebenfalls ein Fritz Berent einen Aufsatz in der Zeitschrift *Archiv für orthopädische und Unfall-Chirurgie* mit dem Titel *Beiträge zur Pathologie der Kreuzdarmbeinfugen*, und im Mai 1934 erscheint von einem Autor dieses Namens ein vierseitiger Aufsatz über die Hüftgelenk-

oder Beckenpfanne (*Protruding Acetabulum and Accident*) in der englischsprachigen Zeitschrift *RSNA Radiology*.

Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 verloren alle „nichtarischen“ Ärzte ihre Anstellungen im öffentlichen Gesundheitswesen, wie Universitäten, Krankenhäusern oder Verwaltung. Wenig später wurde den jüdischen Ärzten ihre Zulassung zur Kassenärztlichen Vereinigung entzogen. Damit konnten sie nur noch Privatpatienten behandeln. Vielleicht zog Fritz Berent trotz aller Unwägbarkeiten in die Abgeschiedenheit der holsteinischen Provinz, in das als „Klein-Moskau“ verschrieene Lägerdorf.

Schikanen des Ortsgruppenleiters

Reimer Wentorps Schreibweise „Behrendt“ dürfte übrigens falsch sein: In Berlin hat zwar ebenfalls im Jahre 1923/24 ein Fritz Behrendt gleichfalls zu einem medizinischen Thema – *Der Tetanus bei Kindern mit besonderer Berücksichtigung der Magnesium-Sulfat-Therapie* – promoviert, doch dieser Arzt ist offenbar erst lange nach Kriegsende gestorben. Wentorp handelt Berents Lägerdorfer Jahre in einem Neben-

satz ab: „der seine Lägerdorfer Tätigkeit mit Selbstmord beendete, einen Tag nach seinem Tod traf die Ausreisegenehmigung in die USA ein.“⁷ Der Münsterdorfer Journalist Hermann Schwichtenberg nennt aktuell ein Motiv für den letzten Schritt des Mediziners: „Der Arzt Dr. Fritz Berent litt als Jude unter den Schikanen des Ortsgruppenleiters Robert Struck und wählte den Freitod.“⁸ *Björn Marnau*

7. Wentorp 1986, S. 245f.

8. Hermann Schwichtenberg, Stolpersteine gegen das Vergessen. Bildhauer Gunter Demnig sorgt für die Erinnerung an die Lägerdorfer Nazi-Opfer Fritz Berent und Elise Augustat. In: *Norddeutsche Rundschau* (Itzehoe) 15.6.2016.



Foto: Benno Stahl

Verena Meier wird zur Geschichte des Gudendorfer Lagers recherchieren

Heidelberger Historikerin erforscht das Lager Gudendorf

Die Gedenkstätte Gudendorf im Kreis Dithmarschen erinnert an das Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener und zur Zwangsarbeit nach Deutschland Verschleppter aus den Jahren 1941 bis 1945. Unmittelbar nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion wurde in Gudendorf ein Kriegsgefangenenlager eingerichtet. Es befand sich an der heutigen Schulstraße. Dort wurden in den 1950er-Jahren Siedlungshäuser und die neue Schule – heute Uns Dörpshus und das Feuerwehrgerätehaus – errichtet.

Die Geschichte des Lagers war lange Zeit kaum erforscht, und bis heute ist das gesicherte Wissen

sehr lückenhaft¹; das wird sich nun durch die Beauftragung der Historikerin Verena Meier grundlegend ändern.

Im April 1944 wurde das Erweiterte Krankenrevier des Stalag XA für sowjetische Kriegsgefangene von Heidkaten bei Kaltenkirchen nach Gudendorf verlegt. Das Gudendorfer Lager wurde damit zu einem zentralen Krankenlager für sowjetische Kriegsgefangene im Bereich Schleswig-Holstein und Hamburg. Es ist jedoch davon auszugehen, dass den erkrankten Gefangenen kaum medizinische Pflege zuteil wurde. Viele waren so zum Sterben verurteilt: Ihr Tod war Teil des na-

1. Martin Gietzelt, Das Lager und die Gedenkstätte Gudendorf. Studie zum Forschungsstand. In: ISHZ 41/42 (2003), S. 330-353.

tionalsozialistischen Vernichtungskrieges gegen das „bolschewistische Untermenschentum“.

Im benachbarten Hindorf wurde eine Baracke als „Seuchenbaracke“ für an Fleckfieber und Typhus erkrankte sowjetische und polnische Zwangsarbeiter, Zwangsarbeiterinnen und Kinder eingerichtet. Auf dem Friedhof in St. Michaelisdonn befinden sich Gräber von in der Hindorfer Baracke Verstorbenen mit Namen und Daten. Die genaue Zahl der auf dem Gelände der Gedenkstätte in Massengräbern verscharrten Toten ließ sich noch nicht feststellen, da bislang zuverlässige Dokumente fehlten. Seit der Öffnung der Archive in der ehemaligen Sowjetunion stehen weitere Unterlagen zur Verfügung, die die bisherige spärliche Quellenlage erweitern. Im Jahr 2015 konnte die Initiative durch eigene Forschungen 310 Opfernamen ermitteln. Sie werden seitdem an der Gedenkstätte dokumentiert.² Es ist zu hoffen, dass noch weitere Namen dokumentiert werden können.

Um die Stätte Gudendorf nicht dem Vergessen anheim fallen zu lassen gründete sich 1983 ein Kreis von Personen aus der antifaschistischen und der Friedensbewegung Schleswig-Holstein. In Anlehnung an eine Gruppe um das größte Massengrab für sowjetische Kriegsgefangene in Stukenbrock (Ostwestfalen) nannte sich die Bürgerinitiative „Initia-

tive Blumen für Gudendorf“. Ihm schlossen sich nach und nach auch immer mehr Einwohner aus Dithmarschen an. Alljährlich um den 8. Mai veranstaltet die Initiative an der Gedenkstätte Gudendorf eine Mahn- und Gedenkveranstaltung zur Erinnerung an die Opfer des Lagers Gudendorf und an die Verbrechen des NS-Regimes.

Bislang fehlt eine zusammenhängende Geschichte des Lagers Gudendorf. Die Aufstockung von Landesmitteln für die Gedenkstätten im Land Schleswig-Holstein hat es nun ermöglicht, die Erforschung des Lagers Gudendorf in Angriff zu nehmen. Seit Anfang Mai 2016 ist die Heidelberger Historikerin Verena Meier im Auftrag der Initiative, vertreten durch die Gemeinde Gudendorf, mit der Erforschung befasst. Ermöglicht wurde das Projekt durch die finanzielle Unterstützung der Bürgerstiftung Schleswig-Holstein (BGSH), der Brunswiker Stiftung aus Kiel und des Vereins für Dithmarscher Landeskunde (VdL).

Im Fokus der wissenschaftlichen Arbeit soll zwar die Geschichte des Lagers stehen; die Vorgeschichte als Lager für Bautrupps und Wehrrtütigungslager sowie die Nachkriegsrezeption des Lagers soll ebenfalls erforscht werden. Eine Veröffentlichung der Arbeit ist für 2019 in Vorbereitung.

*Benno Stahn, Sprecher der Initiative
„Blumen für Gudendorf“*

2. Dietrich Stein, Dreihundertzehn Namen. Ihre Präsentation in der Gedenkstätte Gudendorf. In: ISHZ 56 (2015), S. 192-196.